

verlassen konnte. Auch dies gelang Hildegard, und der von Barbarossa eingesetzte Erzbischof Christian I. gewährte den Gütern des Klosters 1171 sogar die Befreiung von den bischöflichen Steuern.

Die Verehrung verbreitete sich rasch

Ihre letzten Jahre waren charakterisiert von zunehmender Annäherung zwischen Erzbischof Christian I. und Papst Alexander III., was der Einstellung Hildegards entgegenkam, von ihrer wachsenden Berühmtheit, die zu einem von Wibert von Gembloux vermittelten intensiven Gedankenaustausch mit dem Zisterzienserkloster Villers in Brabant und so zu ihrem letzten Werk, der Beantwortung von 38 aus Villers vorgelegten theologischen Fragen führte. Überschattet ist diese Zeit aber auch von der berüchtigten Episode der Verhängung des Interdikts durch die Mainzer Prälaten während der Abwesenheit ihres Erzbischofs, weil die kirchliche Behörde glaubte, Hildegard habe einen exkommunizierten Ritter in ihrem Kloster begraben lassen, während sie selbst überzeugt war, daß er noch vor seinem Tod durch die vorgeschriebene Buße wieder in den Schoß der Kirche zurückgekehrt war.

Schweren Herzens befolgte sie das Verbot des Gottesdienstes, übte aber gleichzeitig fundamentale Kritik am Gebrauch des Interdikts als Rechtsmittel. Erzbischof Christian I. selbst hob es 1179 auf, aber *Heinrich Schipperges* hat gewiß recht, wenn er meint, daß diese vergiftete Affäre in einer Zeit, in der nach dem Frieden von Venedig von

1177 doch endlich die lang ersehnte Eintracht zwischen Alexander III. und Friedrich Barbarossa hergestellt war, die Kräfte der alt gewordenen Klosterfrau erheblich überstieg. Sie starb am 17. September 1179 in dem für die damalige Zeit ungewöhnlich hohen Alter von über 81 Jahren. Ihre schon zu Lebzeiten sichtbare Verehrung verbreitete sich schnell und war seit dem Spätmittelalter allgemein etabliert, ohne daß es dazu in dieser Epoche einer kirchenamtlichen Heiligsprechung, die für sie gar nicht zu Ende geführt wurde, bedurft hätte.

Neben touristischen Aktivitäten in Hildegards Heimatregion, einer Überflutung des Büchermarktes und mehreren Fernsehsendungen führte das Jubiläumsjahr zu einer verdienstlichen Bündelung der Forschung. Eine kurze Übersicht über die gegenwärtige Diskussion bietet „La sybille du Rhin“ von *S. Gouguenheim* (1996), eine umfangreichere die Eibinger Festschrift „Hildegard von Bingen. Prophetin durch die Zeiten“ (1997), eine die von *W. Lauter* fortsetzende wissenschaftliche Bibliographie wird im Herbst 1998 erscheinen. Nach einem vor allem mit literarischen Fragen befaßten Londoner Kongreß 1997 gibt es 1998 vielerorts Vortragsreihen, aber auch zwei große internationale Symposien, deren eines mit sehr breitem Themenspektrum vom 16. bis 20. März in Mainz gehalten wurde (Leitung *R. Berndt*), das zweite, historisch und musikgeschichtlich ausgerichtet, vom 13. bis 19. September in Bingen stattfinden wird (Leitung *A. Haverkamp, W. Arlt*). Eine die Vielfalt der Welt Hildegards veranschaulichende Ausstellung mit schönem Katalog bietet das Mainzer Dom- und Diözesanmuseum im Domkreuzgang vom 17. April bis zum 16. August.

Franz Staab

„Wo sind unsere Antworten?“

Ein Gespräch mit ZdK-Präsident Hans Joachim Meyer

Vor einem Jahr wählte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken den sächsischen Wissenschaftsminister Hans Joachim Meyer zu seinem neuen Präsidenten. Wir sprachen mit dem ZdK-Präsidenten im Vorfeld des Mainzer Katholikentags über die derzeitige Situation des organisierten deutschen Laienkatholizismus angesichts innerkirchlicher wie gesellschaftlicher Verwerfungen. Die Fragen stellte Ulrich Ruh.

HK: Herr Professor Meyer, bei der jüngsten Vollversammlung des ZdK haben Sie sich von zwei Fehldeutungen der Aufgabe des Zentralkomitees der deutschen Katholiken abgegrenzt: Dieses sei weder eine „Speerspitze gegen die Hierarchie“ noch ein „Akklamationsgremium der Hierarchie“. Was soll das ZdK, dem Sie seit einem Jahr als Präsident vorstehen, dann Ihrer Meinung nach sein?

Meyer: Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken ist ein dialogisches Forum für die katholischen Christen

Deutschlands, die sich für die Gesellschaft und für das kirchliche Leben engagieren wollen. Das Zentralkomitee bzw. der Deutsche Katholikentag sind in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit dem Entschluß angetreten, für die Katholiken, die damals in Deutschland eine unterprivilegierte Minderheit darstellten, einen gleichberechtigten Status als Bürger zu erringen. Es gibt aus der Frühzeit der Generalversammlungen der deutschen Katholiken einen Brief, der, von der vorsichtig-devoten Sprache des 19. Jahrhunderts in die klarere des 20. übersetzt, etwa so lautet: Liebe Bischöfe, wir

werden uns nicht in eure Angelegenheiten einmischen, sondern wir kämpfen jetzt für unsere! Dem lag die vor allem im letzten Jahrhundert gerne vertretene Vorstellung zugrunde, es gebe zwei klar voneinander geschiedene Aufgabenfelder; die Kirche als Sache des kirchlichen Amtes und die Welt, die gesellschaftliche Verantwortung als Aufgabe der Laien. Schon damals war diese Aufgabenteilung allerdings nicht allgemein anerkannt, und zwar auf beiden Seiten, sowohl bei Bischöfen wie bei engagierten Laien.

HK: Und heute, über dreißig Jahre nach dem Zweiten Vatikanum?

Meyer: Inzwischen hat die Entwicklung von Kirche wie Gesellschaft gezeigt, wie absurd eine solche Unterscheidung ist, und das Zweite Vatikanum hat sie im Grunde genommen aufgegeben. Natürlich gibt es jeweils Schwerpunkte: Das Amt hat eine unmittelbare Verantwortung für das kirchliche Leben, vor allem natürlich für das Glaubensgut. Aber diese Verantwortung beschränkt sich nicht auf die Sakristei bzw. das gottesdienstliche Leben, sondern hat unmittelbare Konsequenzen für die Gesellschaft. Mit Recht haben daher kirchliche Amtsträger immer wieder in soziale und politische Auseinandersetzungen eingegriffen: Denken Sie an den Einsatz des jetzigen Papstes für Freiheit und Menschenrechte oder auch an das Gemeinsame Wirtschafts- und Sozialwort der beiden Kirchen. Und wie kann ich andererseits vom Begriff des Volkes Gottes ausgehen und dieses gleichzeitig auf eine rein hörende Rolle beschränken? Wer die alte Arbeitsteilung auf die heutige Zeit einfach schematisch übersetzen will, für den kann das Zentralkomitee nur Akklamationsgremium sein – dann wäre es aber überflüssig.

„Ich sehe keinen prinzipiellen Konflikt mit den Bischöfen“

HK: In den letzten Jahren ist das ZdK vor allem als innerkirchliche „pressure-group“ in Erscheinung getreten, zum Mißvergnügen bestimmter Kreise im deutschen Katholizismus. Also doch Speerspitze gegen die Hierarchie?

Meyer: Auch diesen Schuh kann sich das Zentralkomitee nicht anziehen. Es gibt die Position, wonach die kirchlichen Verhältnisse grundlegend geändert werden müßten, daß es höchste Zeit sei, gewisse Dinge in Ordnung zu bringen. Manche Gruppen, die entsprechende Reformforderungen vertreten, verstehen sich als eine Art politischer Opposition. Sie möchten die Übelstände dadurch beseitigen, daß sie gegen die kirchlichen Autoritäten anrennen. Bei allem Respekt für die Sorge um die Kirche, die darin zum Ausdruck kommt: Diesem Vorgehen liegt eine gewisse Naivität zugrunde. Schon in der Gesellschaft ist eine solche Oppositionsstrategie naiv; sie hat gelegentlich zu verhängnisvollen politischen Utopien geführt. In der Kirche ist die Vorstellung, man könne die Dinge ein für alle Mal in Ordnung bringen, noch unsinniger. Wenn sich die Kirche denn ständig wandeln und

erneuern muß, wird es nie einen Punkt geben, an dem man sich bequem zurücklehnen kann. Es führt deshalb überhaupt nicht weiter, sich im Ringen um die Erneuerung der Kirche an bestimmten Zielen oder gar Fristen festzubeißen oder das eigene Engagement für die Kirche davon abhängig zu machen, daß erst Reformforderungen eingelöst werden. Insofern kann das Zentralkomitee auch nicht Speerspitze gegen die Hierarchie sein. Wohl aber muß es ein dialogisches Forum sein, auf dem brennende Fragen des kirchlichen Lebens erörtert werden.

HK: Auch wenn die klassische Arbeitsteilung in „Heildienst“ des Amtes und „Weltdienst“ der Laien sich so nicht mehr durchhalten läßt, arbeitet die katholische Kirche in Deutschland doch nach wie vor mit der „Doppelspitze“ von Bischofskonferenz und Zentralkomitee, die es so in anderen Ländern nicht gibt. Was ist heute die Chance eines solchen Nebeneinanders von kirchlichem Amt und Repräsentanz des Laienkatholizismus?

Meyer: Der Vorteil dieser Struktur besteht vor allem darin, daß im Bereich des gesellschaftlichen Engagements von Christen die Autonomie der Sachverhalte viel besser zum Ausdruck kommen kann. Vielfach geht es ja um Entscheidungen, die sich durchaus gut begründen lassen, die aber nicht eindeutig aus den ethischen Prinzipien ableitbar sind, sondern in einem komplizierten Wechselspiel zwischen diesen Prinzipien und den jeweiligen Sachverhalten entstehen. Wenn es überhaupt zu einem Engagement von Christen als Christen, und nicht nur als isolierte Staatsbürger neben anderen Staatsbürgern kommen soll, braucht es den Dialog unter katholischen Christen darüber, wie man sich entscheiden soll und auch die Kooperation im Blick auf die Durchsetzung der gemeinsamen Position. Im anderen Fall müßten Bischöfe und Priester unmittelbar zu aktuellen politischen Fragen Stellung nehmen, was ja auch das Sozialwort von 1997 durchaus vermeidet.

HK: Das Sozialwort hält sich zwar weitgehend auf der prinzipiellen Ebene, geht aber doch auch auf viele Einzelfragen etwa bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit oder der Reform der sozialen Sicherungssysteme ein. Wäre es nicht eigentlich Aufgabe eines Laiengremiums wie des Zentralkomitees gewesen, eine solche Erklärung zu erarbeiten und zu verantworten?

Meyer: Das Zentralkomitee hat zu einer ganzen Reihe von Fragen, die im Sozialwort berührt werden, in der letzten Zeit Stellung genommen und wird sich in absehbarer Zeit zu weiteren Themen äußern. So haben wir uns beispielsweise für diesen Herbst vorgenommen, eine an den konkreten Herausforderungen orientierte familienpolitische Erklärung vorzulegen, die in sehr unterschiedliche Politikfelder hineingreifen wird. Gleichwohl war es in der historischen Situation, in der das Sozialwort erschien, wichtig, daß die Bischöfe, die ja für eine weithin entchristlichte Gesellschaft in besonderem Maße Kirche repräsentieren, ein solches Dokument veröffentlicht haben, und daß es sich dabei um ein ökumeni-

sches Wort handelte. Aber natürlich hätte man sich auch vorstellen können, daß das Zentralkomitee und der Deutsche Evangelische Kirchentag ein solches gemeinsames Wort erarbeitet und verantwortet hätten.

HK: Es ist ein offenes Geheimnis, daß das Verhältnis zwischen dem Zentralkomitee der deutschen Katholiken und der Deutschen Bischofskonferenz zur Zeit nicht ganz einfach ist. Das hat sich nicht zuletzt nach der Veröffentlichung der römischen Instruktion über die Mitarbeit von Laien am Dienst der Priester gezeigt. Sind das unvermeidliche Reibungsverluste oder Spannungen, die der Kirche hierzulande letztlich eher schaden als nutzen?

Meyer: Man muß zunächst einmal ganz nüchtern feststellen: Wenn es zwei Strukturen gibt, die eigene Verantwortung haben und eigene Entscheidungen treffen, sind Spannungen per definitionem nicht auszuschließen. Man muß vielmehr mit ihnen rechnen. Aber lassen Sie mich die konkreten Streitpunkte nennen: Zunächst einmal hat das Zentralkomitee die Notwendigkeit des innerkirchlichen Dialogs nachdrücklicher betont, als das dem einen oder anderen Bischof lieb gewesen ist. Das kann ich von der Position der Bischöfe aus durchaus verstehen, weil es hier um ein strukturelles Problem geht, das nach dem Zweiten Vatikanum ungelöst geblieben ist. Dialog ist deshalb in der katholischen Kirche ein Prozeß mit wenig institutioneller Verankerung. Im übrigen sind die Schwierigkeiten von Amtsträgern mit dem Dialog kein spezifisch kirchliches Phänomen: Daß der Dialog für politische Amtsträger von wesentlich größerer Bedeutung ist als für kirchliche, hat weniger mit ihrer persönlichen Entscheidung oder ihrer größeren Dialogfähigkeit zu tun als vor allem mit dem Zwang, den die institutionellen Strukturen ausüben, in die sie durch ihr Amt eingebunden sind. Auf diesem Feld ist in der Kirche vieles noch nicht ausdiskutiert. Das Konzil hat aber einen geistigen Prozeß in Richtung Dialog in Gang gesetzt, der nicht mehr aufgehalten werden kann.

„Der ökumenische Prozeß läßt sich weder so noch so vorausplanen“

HK: Konkreter als beim doch eher schwammigen Thema Dialog wird es bei der Frage nach dem Pflichtzölibat, wo das Zentralkomitee deutlich zugunsten einer Lockerung Stellung bezogen hat ...

Meyer: Viele Priester, aber auch ihre Bischöfe sehen die brennenden Probleme, die wir in unseren Aussagen zum Zölibat angesprochen haben, sehr wohl. Andererseits haben die Bischöfe den weltkirchlichen Diskussionsstand im Blick und sind der Meinung, wenn sie sich auf diesem Feld engagierten, sei das dem Thema nicht nützlich oder betrachten es generell als derzeit inopportun. Ich sehe hier keinen prinzipiellen Konflikt zwischen dem ZdK und den Bischöfen; schließlich hat das Zentralkomitee ja nicht den Zölibat in Frage

gestellt, sondern ihn im Gegenteil für unverzichtbar erklärt. Gleichwohl könnte es heute sinnvoll sein, über andere, in der Kirche früher ja schon einmal gelebte Formen priesterlicher Existenz gründlicher nachzudenken.

HK: In die Liste der Konfliktthemen zwischen Bischöfen und organisiertem Laienkatholizismus gehört auch der weitere Weg ökumenischer Zusammenarbeit. 2003 soll ein „Ökumenischer Kirchentag“ stattfinden und schon bei der Ankündigung gab es Irritationen, weil darin die Hoffnung auf Abendmahlsgemeinschaft enthalten war. Wie soll es damit jetzt weitergehen?

Meyer: Der Weg der Ökumene, den die Kirchen eingeschlagen haben, hat eine innere Logik und eine Dynamik, die nicht einfach stillgestellt werden kann. Andererseits kann man ökumenisch nur weiterkommen, wenn die Richtung einigermaßen klar ist. Nun gibt es zunächst einmal ein drängendes Bedürfnis von Christen, die sich zunehmend als Minderheit in dieser Gesellschaft befinden, zu sagen: Wenn es zwei für die gesellschaftliche Darstellung von Kirche und christlichem Glauben in Deutschland so außerordentlich wichtige Veranstaltungen wie Kirchentag und Katholikentag gibt, wäre es doch sinnvoll, einmal ein gemeinsames Treffen zu gestalten. Wir möchten nicht auf die spezifischen Traditionen von Katholikentagen und Kirchentagen verzichten, aber ein Ökumenischer Kirchentag könnte ein wirkliches Zeichen sein. Darüber gibt es überhaupt keinen Streit.

HK: Um so heftiger war dann aber der Streit um das gemeinsame Abendmahl auf dem Ökumenischen Kirchentag ...

Meyer: Es liegt im Wesen der Eucharistie, daß dieses Sakrament in gleichem Maß Intellekt und Emotion anspricht, weil es sich um ein gemeinsames Tun handelt, in dem sich ein tiefer Sinn entfaltet. Wir haben uns bei der Planung des Ökumenischen Kirchentages zu der Hoffnung bekannt, bei diesem Treffen gemeinsam Abendmahl feiern zu können. Allerdings haben wir das Gelingen des Ökumenischen Kirchentages nicht an diese Hoffnung gebunden und auch keine Fristen gesetzt. Es war uns auch wichtig, unser Anliegen gemeinsam mit dem Evangelischen Kirchentag und auch vor dem Hamburger Katholikentag im Jahr 2000 zu erklären, der einen ausgeprägt ökumenischen Charakter haben soll, weil das den Bedingungen dieser Stadt entspricht. Nun gab es zunächst Mißverständnisse: Man hat teilweise aus unserer konditionierten Aussage eine Zielbestimmung gemacht. Aber natürlich kann eine solche konditionierte Aussage auch eine Dynamik enthalten, von der man nicht weiß, wohin sie einen treibt. Mit dieser Dynamik gilt es verantwortungsvoll umzugehen, und deshalb mußten wir klar aussprechen, daß es die Hoffnung auf Abendmahlsgemeinschaft gibt und nicht so tun, als wüßten wir nicht, daß an der „Basis“ vieles geschieht, was von den offiziellen kirchlichen Vorgaben nicht gedeckt ist.

HK: Aber läuft das Zentralkomitee damit nicht sehenden Auges in ein Dilemma angesichts der Tatsache, daß die evangelischen Kirchen Katholiken zu ihrem Abendmahl einladen,

die katholische Kirche aber wesentlich restriktiver verfährt? Kann sich diese Asymmetrie in wenigen Jahren ändern?

Meyer: Wissen wir denn, wie sich die ökumenische Entwicklung in fünf oder zehn Jahren darstellen wird? Derzeit läuft die Diskussion über das sehr hoffnungsvolle Dokument zur lutherisch-katholischen Verständigung über die Rechtfertigung. Ich würde mich freuen, wenn dieser Text von einer breiten, stabilen und soliden Mehrheit der beteiligten Kirchen getragen würde. Aber auch wenn sich erweisen sollte, daß an dieser Mehrheit noch weiter gearbeitet werden muß, wäre das ein ökumenischer Fortschritt. Der ökumenische Prozeß läßt sich weder in der einen noch in der anderen Richtung vorausplanen. Und was das Zentralkomitee betrifft: Wir haben überhaupt nicht die Absicht, mit ökumenischen Tricks zu arbeiten; uns geht es wie der Kirche insgesamt um die Wahrheit. Aber wir haben die Situation richtig beschrieben und sind entschlossen, mit ihr verantwortungsvoll und gleichzeitig energisch umzugehen. Im übrigen bin ich gespannt auf die entsprechende Veranstaltung von ZdK und Evangelischem Kirchentag auf dem bevorstehenden Katholikentag in Mainz.

„Wir leiden heute unter den Folgen einer doppelten Enttäuschung“

HK: Der Mainzer Katholikentag steht unter dem Motto: „Gebt Zeugnis von eurer Hoffnung!“ Angesichts des faktischen Zustandes des deutschen Katholizismus wirkt das wie das sprichwörtliche Pfeifen im finsternen Wald. Schließlich ist die Kirche derzeit weder spirituell besonders ausstrahlungskräftig noch findet sie in ihrem Beitrag zu gesellschaftlich-politischen Fragen die erwünschte Resonanz. Müßte es nicht das Hauptanliegen des Zentralkomitees sein, sich mit dieser prekären Situation auseinanderzusetzen und nach Wegen für ein glaubwürdiges und wirkungsvolleres Zeugnis zu suchen?

Meyer: Sie sprechen damit ein grundlegendes Problem unserer jetzigen Situation an. Ich habe inzwischen schon mehrere Phasen des Kirche-Welt-Verhältnisses bewußt erlebt: In meiner Jugendzeit erschien die katholische Kirche als eine relativ geschlossene Größe; gleichzeitig war sie für viele aber auch ein Ort der Dialogbereitschaft und der geistigen Auseinandersetzung. Dann kam für meine Generation das große Erlebnis des Zweiten Vatikanums, als die Kirche ihre geistigen Quellen bewußt der „Welt von heute“ öffnen wollte und auf die Welt dabei ohne Angst zuing. Nicht im Sinne einer Anpassung, aber in der Absicht, den Glauben so auszulegen und zu verkünden, daß die aufrichtig an der Wahrheit interessierten Zeitgenossen eine Chance haben sollten, die christliche Botschaft zu verstehen.

HK: Aber das Konzil ist doch seinerseits längst Geschichte, zumindest für die Menschen, die heute in den Glauben und das kirchliche Leben hineinwachsen sollen ...

Meyer: Wir leiden heute unter den Folgen einer doppelten Enttäuschung. Es gibt die Enttäuschung derjenigen, die die Hoffnung hatten, durch die neue, positive Zuwendung der Kirche zur Welt werde sich die Welt bekehren. Aber das war ein Grundirrtum, den es im übrigen zu anderen Zeiten auch gab: Es geht nie ohne die Auseinandersetzung und den Konflikt zwischen der Botschaft der Kirche und dem, was in der Welt an Werten und Verhaltensweisen gelebt wird. Dazu muß man stehen. Auf der anderen Seite gibt es die Enttäuschung derer, die jetzt entweder triumphierend darauf verweisen, daß sich die Welt doch gar nicht bekehrt habe, und anderer, die die Illusion geißeln, mit etwas mehr „Aggiornamento“ könne es mit der Bekehrung schließlich doch noch klappen. Daraus wird dann eine selbstgerechte Verhärtung, verbunden mit der Absicht, in die katholische Festung zurückzukehren oder nur auf die kleine Schar der wahrhaft Glaubenden und „wirklich Katholischen“ zu setzen. Daß die Christen eine kleine Herde sind, das war uns in der ehemaligen DDR bewußt. In der Dresdner Pastorsynode haben wir uns dazu auch ausdrücklich bekannt, aber verbunden mit dem Begriff einer „dialogischen Verkündigung“ gerade auch unter den Bedingungen der kommunistischen Herrschaft und des ideologischen Monopols des Marxismus-Leninismus.

HK: Und wie erscheint Ihnen die heutige Situation in der Bundesrepublik mit ihrer Mischung aus institutioneller kirchlicher Stabilität und weitgehender Erosion des Christlichen?

Meyer: Ich sehe die einen, die der Kirche vorhalten, sie habe sich nicht genug erneuert und verfüge deshalb über so wenig gesellschaftliche Relevanz, und die anderen, die ständig gegen den Zeitgeist wettern. Man hat dabei allerdings häufig den Eindruck, diese Leute entschieden sich statt für den Zeitgeist von heute für den Zeitgeist von gestern und behaupteten gleichzeitig, sie würden sich damit für den Glauben entscheiden. Beides ist für mich nicht akzeptabel: Katholizität und katholischer Realismus bestehen für mich gerade darin, daß man sich mitten in diesem Spannungsfeld bewegt. Nur so können wir uns auch mit dem teilweise aggressiven Laizismus auseinandersetzen, dem sich die Christen heute gegenübersehen. Oft sind ja gerade diejenigen objektive Verbündete dieses Laizismus, die sich als die einzig wahren Bannerträger des Katholischen ausgeben und uns den Rückzug in die fromme Nische empfehlen. Denken Sie in diesem Zusammenhang nur an manche Äußerungen zum Papstbrief über die Schwangerschaftsberatung, wo sich merkwürdige Koalitionen ergeben haben.

HK: Das Zentralkomitee bemüht sich durchaus um den Dialog mit Kunst und Kultur, greift Fragen der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklung auf. Aber bleibt es meist nicht bei punktuellen Begegnungen? Anders gefragt: Kommt der Laienkatholizismus bei aller Dialogbereitschaft an die großen Lebensbereiche unserer Gesellschaft überhaupt noch heran?

Meyer: Das Problem besteht vor allem darin, daß wir kein definierbares Gegenüber haben, wobei davon nicht nur die Kirche bzw. das Christentum betroffen sind. Ich erinnere an die vor kurzem in der „Zeit“ zwischen Ulrich Greiner und Sigrid Löffler geführte Kontroverse über Sinn und Unsinn des heutigen Theaterbetriebes bzw. der Kunst und ihrer gesellschaftlichen Ausstrahlung überhaupt. Wenn es im Kulturbetrieb nicht mehr um Inhalte geht, wenn der Sinn geleugnet wird, kann es auch kaum zu einer produktiven Begegnung von Kirche und Kunst kommen. Im sozialen und politischen Bereich wiederum erleben wir derzeit eine zunehmende Fragmentarisierung der Positionen. Die viel beschworene „neue Unübersichtlichkeit“ wird zwar gelegentlich auch als wohlfeile Ausrede verwendet, aber sie ist doch auch ein objektives Datum. Wir werden uns deshalb den mühsamen Weg des Neubuchstabierens von Strukturen nicht ersparen können.

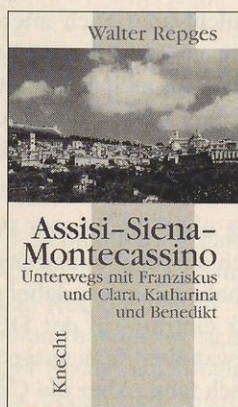
„Es fehlt uns nicht an politischer und sozialer Kompetenz“

HK: Welche Strukturen wären dann neu durchzubuchstabieren und auf welche Weise?

Meyer: Wir können beispielsweise das, was sich in Deutschland gerade auch unter dem Einfluß der katholischen Soziallehre an Sozialstaat entwickelt hat, nicht auf Biegen und Brechen in seinen derzeitigen strukturellen Verfestigungen verteidigen, weil sich die Strukturen jetzt schon als brüchig erweisen. Der Ausweg kann aber auch nicht darin bestehen, die Strukturen des Sozialstaates einfach wegzuräumen und den Kräften des Marktes freien Spielraum zu lassen. Diese Position war schon im 19. Jahrhundert falsch und ist am Ende des 20. Jahrhunderts nicht richtiger geworden. Über die Werte, um die wir in unserer Gesellschaft ringen wollen, wird man sich möglicherweise auch zwischen Christen und Nichtchristen, relativ leicht verständigen können. Viel schwieriger ist die Frage, wie dann die neuen Strukturen aussehen können, in denen diese Werte umgesetzt werden müssen. Schon im Zentralkomitee stoßen hier die Positionen sehr hart aufeinander. Es ist ein Anliegen der Katholischen Arbeitnehmerbewegung, die mühsam errungenen Sicherungen zu verteidigen; aber es gibt im Laienkatholizismus auch diejenigen, die gnadenlos mit dem abrechnen, was sie als katholische Sozialromantik bezeichnen.

HK: Aber gibt es im deutschen Laienkatholizismus, gleich auf welcher Seite des Spektrums, überhaupt noch genügend Männer und Frauen, die sich auf den verschiedenen gesell-

DIE REISELESEBÜCHER DER BESONDEREN ART



Walter Repges
Assisi – Siena – Montecassino
Unterwegs mit Franziskus, Clara, Katharina und Benedikt
192 S., Pb., vierfarbiger Umschlag, zahlr. Abb.
DM 34,-/sFr 32,-/öS 248,-
ISBN 3-7820-0765-4



Walter Repges
Nach Spanien reisen, um Gott zu finden
Auf den Spuren der Mystiker
208 S., Pb.
DM 32,-/sFr 30,-/öS 237,-
ISBN 3-7820-0747-6



Karl Maly
Griechenland
Mythen, Götter und Mönche
241 S., Pb., vierfarbiger Umschlag, ca. 30 Abb.
DM 34,-/sFr 32,-/öS 248,-
ISBN 3-7820-0768-9



**Anton Rotzetter/
Elisabeth Bernet**
Latium – Umbrien – Toskana
Wanderungen auf den Spuren des Franz von Assisi
256 S., Engl. Broschur
DM 34,-/sFr 32,-/öS 248,-
ISBN 3-7820-0784-0



Rolf Kuhlmann
Der Athos
Auf den Spuren einer Faszination
160 S., Engl. Broschur
DM 29,80/sFr 28,-/öS 218,-
ISBN 3-7820-0783-2

KNECHT
FRANKFURT AM MAIN



schaftlichen Feldern kompetent bewegen und gleichzeitig im Ernst Christ bzw. Katholik sein wollen? Leidet der zu Recht eingeforderte Dialog mit den weltlichen Sachbereichen nicht auch schlicht am Mangel an ernstzunehmenden kirchlichen Dialogpartnern?

Meyer: Ich glaube, daß wir im deutschen Katholizismus nach wie vor über ein erhebliches intellektuelles Potential verfügen, daß es auch nicht an politischer und sozialer Kompetenz fehlt. Es ist eine der wichtigsten Aufgaben des Zentralkomitees, diese Kompetenz zu bündeln, was sich natürlich wiederum nur in einem dialogischen Prozeß leisten läßt und nicht auf der Grundlage eines vorgegebenen Programms. Aber ich will damit Ihrer Frage nicht ausweichen: Als Neubundesbürger mußte ich in der Tat feststellen, daß in der Folge von 1968 Felder geräumt wurden, die für die gesellschaftliche Wirkung der katholischen Kirche und auch der Christen ganz allgemein unverzichtbar sind. In dieser Hinsicht habe ich in den letzten Jahren in meinem wissenschafts- und kulturpolitischen Metier überraschende Erfahrungen gemacht, die ich mir immer noch nicht so recht erklären kann.

HK: Und was erstaunt Sie dabei besonders?

Meyer: Ich verstehe nicht, warum es nicht gelungen ist, in den Kirchen intelligente junge Menschen in ausreichendem Umfang dazu zu motivieren, sich aktiv an der geistigen Auseinandersetzung der letzten Jahrzehnte zu beteiligen. Heute ist doch bei denen, die sich bewußt in der Tradition von 1968 verstehen, ein gewisser Katzenjammer zu beobachten. Nur, wo sind unsere Antworten angesichts dieser Krise? Vieles von dem, was auf der anderen Seite, nicht nur bei Katholiken, zu lesen ist, ist doch nur stilistisch mehr oder weniger anspruchsvoll formulierte Häme. Aber damit kann man es sicher nicht bewenden lassen.

HK: Müßte nicht gerade das Zentralkomitee seine Anstrengungen in dieser Richtung deutlich verstärken? Schließlich tun sich viele kirchliche Amtsträger, aber auch Vertreter des Laienkatholizismus eher schwer im Umgang mit den „Zeichen der Zeit“ . . .

Meyer: Es gibt im westdeutschen Katholizismus weniger Bereitschaft, sich auf die einer freiheitlichen Gesellschaft immanenten Bewegungsgesetze einzulassen, als ich als Katholik aus der DDR erwartet hatte. Das mag die negative Konsequenz eines positiven Faktums sein, das ich schon bei der Dresdner Pastoralynode festgestellt habe: Die Kirche ist in allen Stürmen doch so etwas wie eine feste Burg mit ihren eigenen Kommunikationsformen. Es ist deshalb ausgesprochen anstrengend, wahrzunehmen, was außerhalb dieser festen Burg bei ganz normalen Menschen vor sich geht. Daraus ergeben sich dann auch Verständigungsprobleme zwischen denjenigen, die ihr Leben von Morgens bis Abends in dieser Gesellschaft verbringen, die weithin in die kirchlich-hierarchischen Lebensvollzüge eingebunden sind. Zwischen beiden zu vermitteln, ist eine besondere Herausforderung, nicht zuletzt für das Zentralkomitee.

HK: Die letzten Jahre haben dem ZdK eine Strukturdiskussion und als ihr Ergebnis eine – allerdings nicht sehr weitgehende – Strukturreform beschert. Ist das Zentralkomitee jetzt so strukturiert, daß es seinen Aufgaben möglichst flexibel und effizient gerecht werden kann?

Meyer: Es gilt innerhalb wie außerhalb der Kirche heute als modern, Strukturen mit einer gewissen Verachtung zu begegnen. Ich bin dagegen „Strukturalist“, nicht im wissenschaftlich-methodischen Sinn, wohl aber insofern, als ich vom Wert und der Wirksamkeit von Strukturen überzeugt bin. Unsere Strukturreform, zu der wir uns nach längerem Hin und Her durchgerungen haben, ist sicher nicht ganz glücklich, war aber insgesamt wohl doch erfolgreich. Das derzeitige Modell der beiden Säulen von Verbands- und Diözesanvertretern im ZdK entspricht im wesentlichen der konkreten Wirklichkeit des Engagements katholischer Laien in Deutschland. Natürlich könnte ich mir auch ein anderes Modell vorstellen, bis hin zu einer Urwahl der ZdK-Mitglieder. Aber vermutlich käme nichts anderes heraus, als wir es jetzt haben. Die derzeitige Struktur bietet dem ZdK die notwendige Möglichkeit zur Rückkoppelung an das konkrete kirchliche Leben, auf die es als öffentliches Gremium angewiesen ist. Das Zentralkomitee braucht die verschiedenen Kanäle innerkirchlicher Meinungsbildung, und dem trägt seine jetzige Zusammensetzung Rechnung.

„Für mich ist die Erfahrung von Freiheit mit dem Leben der Kirche verbunden“

HK: Die Arbeit des Zentralkomitees ist in den letzten Jahren auch dadurch schwieriger, vielleicht aber auch interessanter geworden, daß sich in ihm zunehmend die stärkere Pluralisierung des deutschen Katholizismus in Spiritualitäten und politischen Optionen widerspiegelt. Wie kommt das früher doch zumindest politisch ziemlich monokolore Gremium damit zurecht?

Meyer: Ich sehe auf diesem Gebiet überhaupt keine Probleme, was daran liegen mag, daß ich ein Neubundesbürger bin. Ich bin Mitglied der CDU, und habe mir etwas dabei gedacht, als ich in diese Partei wieder eintrat – in der DDR hatte ich ihr schon einmal angehört, war aber dann ausgetreten, weil ich ihr Verhalten unerträglich fand. Aber die CDU ist eine Partei und keine Glaubensgemeinschaft. Daß sich Katholiken in unterschiedlichen politischen Parteien engagieren, ist im Weltvergleich wie im historischen Vergleich eher der Normalfall. Es scheint mir deshalb nicht nur akzeptabel, sondern sogar erstrebenswert, daß sich im Zentralkomitee Katholiken unterschiedlicher Parteizugehörigkeit begegnen und auseinandersetzen, allerdings in einer Form, wie sie einem solchen Gremium angemessen ist. Diese Pluralität wird sich in Zukunft vermutlich noch stärker ausprägen, und ich betrachte das als eine normale Entwicklung. Sie ist für mich auch insofern nichts Neues, als im Aktionsausschuß ka-

tholischer Christen, den wir nach der Wende in der DDR konstituierten, von Anfang an Katholiken aus verschiedenen Parteien vertreten waren. Aus der praktischen kirchlichen Gremienarbeit kenne ich gar keine andere Situation. Damit absentiere ich mich in keiner Weise von der Zugehörigkeit zu meiner Partei.

HK: Sie sind einer der wenigen Ostdeutschen an der Spitze eines gesamtdeutschen Gremiums, auch im kirchlichen Raum. Was bleibt für Sie fast ein Jahrzehnt nach der Wende an Erfahrungen der Christen in der ehemaligen DDR, an die zu erinnern sich auch heute noch für die Kirche in der Bundesrepublik lohnt?

Meyer: Katholische wie nichtkatholische „Wessis“ überrasche ich immer wieder mit der Feststellung, daß für mich die Erfahrung von Freiheit mit dem Glauben und mit dem Leben der Kirche verbunden ist. Was immer passieren mag, diese Erfahrung kann mir niemand zerstören. Ebenso bin ich durch das Leben in der DDR von der Erfahrung geprägt: Hier sind die Christen, dort die anderen. Für uns war ein harter Bruch, was in der „alten“ Bundesrepublik ein schleichender Erosionsprozeß war, der deshalb das kirchliche Be-

ußtsein weit weniger prägt. Ich meine schon, daß wir Christen unsere Position in dieser Gesellschaft stärker konturieren müssen, aber nicht im Sinn einer grundsätzlichen Distanz zu dieser Welt. Eine solche Haltung, die sich heute gerade auch bei Katholiken in den neuen Bundesländern findet, kann ich verstehen, halte sie aber für falsch. Christen haben allen Grund, sich nicht zurückzuziehen, sondern sich in die Auseinandersetzungen um das gesellschaftliche Ethos aktiv hineinzubegeben.

HK: Können Christen dabei noch sehr viel ausrichten?

Meyer: Sie haben es jedenfalls schwer. Es kommt z.B. vor, daß mir jemand in einer öffentlichen Diskussion den Egoismus als einen Wert anbietet und fordert, von diesem Egoismus her ein neues Wertesystem zu entwickeln. Natürlich ist es sein gutes Recht, diese Meinung zu vertreten; aber es ist auch mein Recht und meine Pflicht als Christ, mit aller Härte dagegenzuhalten. Das sind in unserer Gesellschaft keine Randerscheinungen, und deshalb haben wir Christen alle Hände voll zu tun. Es braucht dabei allerdings den Sinn für Prioritäten, der bei manchen innerkirchlichen Grabenkämpfen zu sehr in den Hintergrund tritt.

Priorität der Menschenrechte

Zur Diskussion um eine „Allgemeine Erklärung der Menschenpflichten“

Mit Blick auf den 1998 gefeierten 50. Jahrestag der Deklaration der Menschenrechte legte der sogenannte „InterAction Council“ im September 1997 den Entwurf einer „Allgemeinen Erklärung der Menschenpflichten“ vor. Als politisch mißbrauchbar und mißverständlich im Sinne einer Relativierung und Beschränkung der Menschenrechte beurteilt diesen der Hamburger Sozialethiker Thomas Hoppe. Notwendig ist statt dessen eine Neubesinnung auf die Hermeneutik der Menschenrechte.

Am 1. September vergangenen Jahres legte der „InterAction Council“ den Entwurf einer „Universal Declaration of Human Responsibilities“ der Öffentlichkeit vor. Bei diesem Gremium handelt es sich um einen Zusammenschluß ehemaliger Staats- und Regierungschefs aus Europa, Amerika, Afrika, Asien und Australien. Unter ihnen finden sich so prominente Namen wie *Helmut Schmidt, Michail Gorbatschow, Malcolm Fraser, Jimmy Carter, Valéry Giscard d'Estaing* und *Kenneth Kaunda*.

Auch *Lee Kuan Yew*, ehemaliger Premierminister Singapurs, gehört zu diesem Kreis. Er wurde vor allem durch sein Plädoyer für „asiatische Werte“ bekannt, mit dem er sich nicht nur kritisch gegen „westliche“ Menschenrechtsstandards wandte, sondern zugleich eine diese Standards verletzende Praxis im Stadtstaat Singapur zu rechtfertigen suchte. Nicht zuletzt diese Tatsache legte einigen Kritikern des Entwurfs den Eindruck nahe, die vorgeschlagene Dekla-

ration ziele auf eine Relativierung und Aushöhlung des Menschenrechtskonzepts und könne somit nur entschieden abgelehnt werden. Doch greift eine solche Kritik jedenfalls dann zu kurz, wenn sie den Autoren des Textes pauschal eine solche bewußte Intention unterstellt.

Gegen die Instrumentalisierung der Menschenrechte

Im einführenden Kommentar zum Deklarationsentwurf, für den unter anderen Schmidt und Fraser verantwortlich zeichnen, heißt es programmatisch: „Eine bessere soziale Ordnung im nationalen und internationalen Rahmen kann nicht durch Gesetze, Vorschriften und Konventionen allein erreicht werden, sondern braucht ein Weltethos.“ Darum sei der fünfzigste Jahrestag der Allgemeinen Erklärung der